

Seiten. Er bejaht seine Frage, will er sich doch durch deren Analyse „dem übergeordneten Thema von Macht und Widerstand im Dritten Reich auf eine neue Weise nähern, theoretisch fundiert und mit einer eigenständigen Methodologie“ (S. 13). Bei dieser handelt es sich um die auf Michel Foucault gestützte Diskursanalyse, mit der allerdings so leicht nicht umzugehen ist, sei doch Foucaults Terminologie „recht verschwommen“ (S. 18) und so werden auch fast 100 Seiten des Buches für Methodisches benötigt.

Danach werden die Rahmenbedingungen erörtert (Nationalsozialismus und sein Diskurs, Katholische Teilsellschaft und ihr Diskurs, Katholische Wochenblätter und Recklinghausener Kirchenblatt), bis die eigentliche Untersuchung beginnt. Diese wiederum analysiert nicht in direktem Zugriff die Texte, sondern beschreibt die diskursiven Strategien des Nationalsozialismus, seine „Mythen und Feindbilder“ (Rasse und Blut, Kampf, Volksgemeinschaft, Reich, Führertum, Heldentum, Mutterschaft, Germanentum, Volkstum, Boden, Lebensraum, Feindbilder Judentum, Liberalismus/Kapitalismus/Kommunismus, Intellektualismus) sowie das Verhältnis des Katholizismus zu ihnen – beides nach der Sekundärliteratur! Der „Umgang des Katholizismus mit den nationalsozialistisch geprägten Diskursstrategien“ wird dann „detailliert“ (S. 182) am Beispiel der Kirchenblattausgaben aus den genannten sieben Monaten behandelt, um das Kirchenblatt „zwischen Macht und Widerstand zu verorten“ (S. 180).

Die Diskurse des Katholizismus nachzuzeichnen erfordert eine gewisse methodische Disziplin (z. B. im Hinblick auf älteren und neueren Forschungsstand), die man teilweise vermisst und es bleibt doch einigermaßen ungewiss, wo diese Diskurse denn zu greifen sind. In Frage kämen, so sollte man vermuten, die Verlautbarungen des Vatikans, die Äußerungen der Bischöfe oder vielleicht noch eher, weil basisnäher, die Predigten in tausenden katholischen Kirchen. Doch dass nun gerade das Kirchenblatt in Recklinghausen besonders prädestiniert sein sollte, darauf kommt man nicht so leicht, vor allem auch deshalb nicht, weil man fast nichts über die Autoren der dort veröffentlichten Beiträge erfährt. Zur Repräsentativität des Kirchenblattes wird vorgebracht, es sei das Sprachrohr Bischof von Galens gewesen und daher „wie der Bischof selbst eher dem traditionalistischen Flügel des Katholizismus zuzuordnen ..., der nicht unbedingt die Mehrheit der westfälischen Katholiken repräsentierte“ (S. 147). Belege für diese Ansichten gibt es nicht, ganz abgesehen davon, dass der Bischof ja nicht die Kirchenblattbeiträge autorisierte.

Auch der Rekurs auf die wissenschaftliche Literatur bei der Nachzeichnung der „Diskurse“ bleibt stark im Meinungshafte. Was soll man etwa von Aussagen wie dieser halten: „Möglicherweise lag es nur am Zögern der Kirchenleitung, dass es nicht zu einer breiten, entschiedenen Abwehrfront gegen den Nationalsozialismus kam“ (S. 119). Im Potentialis lässt sich leicht vermuten und insinuiert, doch wäre wenigstens eine Diskussion der Handlungsspielräume zu erwarten, wenn solchen Vermutungen auch nur ein Hauch von Wissenschaftlichkeit zukommen soll. Hinter Aussagen dieser Qualität steckt letztlich ein nicht offen gelegtes Theorem eines für die 1930er Jahre inadäquaten säkularisierten Glaubensverständnisses, das kopfschüttelnd vor der Tatsache steht, dass die Katholiken doch tatsächlich ihre „Ziele nicht primär anhand politischer Kategorien“ definierten (S. 488).

Im Ergebnis seiner Arbeit findet der Autor die bekannte Formel vom „Milieuegoismus“ der Kirche bestätigt, der es nur um kulturelle Selbstbehauptung gegangen sei. Diese These ist ja nun hinlänglich bekannt und erstaunlicherweise spielt auch in der Untersuchung von 33 Ausgaben eines regionalen Kirchenblattes die seelsorgliche Zielsetzung der Kirche, Hilfe zum Gewinn des ewigen Heiles zu geben, keine Rolle. Die Auseinandersetzung mit dem Neuheidentum, heißt es demgegenüber, habe nur die „Aufmerksamkeit der Katholiken von der Tagespolitik“ abgelenkt (S. 490). Dass es dabei zentral um die öffentliche Geltung der christlichen gegenüber den diesen diametral entgegenstehenden nationalsozialistischen Werten ging, kommt nicht ins Blickfeld.

Vechta

Joachim Kuropka

*Burtscheidt, Andreas:* Edmund Raitz von Frentz. Rom-Korrespondent der deutschsprachigen katholischen Presse 1924–1964 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen Bd. 112), Paderborn: Schöningh, 2008, 377 S. Geb., 978–3-506-76472-0.

Nachdem im letzten Jahrzehnt in Etappen verschiedene vatikanische Archivbestände zugänglich wurden, hat sich die zeitgeschichtlich orientierte deutsche Katholizismusforschung mit großem Elan und nicht ohne Hoffnung auf sensationelle Entdeckungen diesen Beständen gewidmet. Nicht wenige markante Neuentdeckungen wurden gemacht, allerdings greift inzwischen auch eine (sinnvolle) Ernüchterung um sich, weil sich (bislang) etwa zu besonders umstrittenen Kapiteln wie dem Ermächtigungsgesetz und dem Reichskonkor-

dat von 1933 keine wesentlich neuen Erkenntnisse gewinnen ließen.

Die hier anzuzeigende Kölner historische Dissertation (betreut von Prof. Dr. Harald Hömig) geht einen anderen Weg und folgt gleichsam einem Seitenpfad. Sie stellt nicht die vatikanischen Quellen in den Mittelpunkt, sondern einen Nachlass, der sich zum einen im Archiv der Kommission für Zeitgeschichte in Bonn und zum anderen in Privatbesitz befindet. Es geht um den Nachlass von Edmund Raitz von Frenzt (1887–1964), einem rheinischen katholischen Adligen, dessen wesentliche Funktion bereits im Titel der Arbeit genannt ist. Mit 111 Archivkartons allein im (bedeutenderen) Bonner Nachlass kann dieser unzweifelhaft als sehr beachtlich gelten. Bedeutsamkeit kommt ihm aber noch mehr durch die exponierte Position dieses „Deutschrömers“ zu, der seit seiner beruflich motivierten Übersiedlung (1924) 40 Jahre mit seiner Frau in Rom lebte.

Burtscheid widmet näherhin den Jahren zwischen 1924 und der ersten Phase des II. Weltkrieges seine Hauptaufmerksamkeit (S. 50–315), macht den Leser aber zuvor in knapper und souveräner Weise mit dem biographischen Hintergrund seines Protagonisten vertraut (S. 26–49). Die Zeit nach dem II. Weltkrieg findet nur noch schwache Beachtung (S. 316–327), was nicht nur dem Interesse des Verf. geschuldet ist, sondern sich sowohl pragmatisch als auch sachlich begründen lässt. Für eine Dissertation ist eine thematische Konzentration sehr sinnvoll, zumal im gegebenen Fall Raitz von Frenzt' Wirksamkeit unzweifelhaft in der näher untersuchten Periode ihren eindeutigen Höhepunkt hatte, während es diesem nach 1945 kaum noch gelang, in der gewandelten deutschen Presselandschaft jenen Rang zu gewinnen, der ihm als Korrespondent der breit aufgestellten Zentrumspresse vorher zugekommen war.

Mit seiner journalistischen Arbeit beeinflusste Raitz von Frenzt – wie Burtscheid überzeugend herausarbeiten kann –, das Bild der deutschen Katholiken über den Vatikan wie über das faschistische Italien nachhaltig. Das gelang mit seinen zahlreichen Artikeln, die regelmäßig in den führenden Organen der Zentrumspresse, aber auch in Kirchenzeitungen oder in Zeitschriften erschienen. Darüber hinaus erlangte er durch eine Fülle vertraulicher Informationsberichte an seine Redaktionen oder andere Persönlichkeiten im katholischen Deutschland einen meinungsprägenden Einfluss. Er verstand sich dabei in den für den deutschen Katholizismus ebenso krisenhaften wie ereignisreichen späten 20er und den 30er Jahren als schreibender Diplomat, der sich wesentlich dem Auftrag verpflichtet sah, die

jeweiligen Positionen der römischen Kurie nach Deutschland zu vermitteln. Ab 1930 kann er in gewisser Weise als Sprachrohr von Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli gelten, mit dem er – begünstigt durch das Ehrenamt als Päpstlicher Geheimkämmerer – einen vergleichsweise regelmäßigen und recht vertrauten Kontakt pflegte. Er selbst versuchte allerdings auch, die Positionen des Zentrums in Rom in ein positives Licht zu rücken. In der NS-Zeit zeigte er sich dann auch insofern als Diplomat, als er lange und in hohem Maße bestrebt war, durch seine Arbeit die Wogen im spannungsreichen Verhältnis zwischen dem Vatikan und NS-Deutschland zu glätten und einen Bruch zu vermeiden, ohne dabei selbst auch nur für einen Moment mit dem Nationalsozialismus zu sympathisieren. Seine guten Kontakte zu den verschiedensten Stellen im Vatikan wie zur deutschen Vatikan-Botschaft lassen ihn als einen meist sehr gut informierten Insider erscheinen. Darin liegt dann auch der spezielle Wert seiner Veröffentlichungen, vor allem aber seiner unveröffentlichten, vertraulichen Berichte. All das breitet Burtscheid in klarer chronologischer Ordnung mit großer Akribie und Quellennähe vor dem Leser aus. Man erhält so – bildlich gesprochen – fortlaufende Wasserstandsmeldungen über die Deutschland betreffenden Einschätzungen und Gerüchte an der Kurie, kann dadurch immer wieder auch unterschiedliche Positionen an der Kurie erkennen wie aber auch manche Interpretationsmuster im politischen Katholizismus in ihrer Genese besser verstehen. Sensationelle Enthüllungen bietet die Dissertation dabei nicht, sie erweitert unsere Kenntnis der Vorgänge gerade in den besonders spannenden 1930er Jahren aber um eine Fülle interessanter Beobachtungen. Es wird z. B. sehr deutlich, wie man in Rom um eine Positionierung nach der „Machtergreifung“ rang, wie sehr man dort das Arrangement mit Mussolinis Faschismus trotz der gelegentlichen Konflikte schätzte und wie lange man das Ziel verfolgte, den NS auf eben dieses Modell festzulegen (bis Mitte 1934). Erst allmählich drang dessen viel weiter reichende weltanschauliche Qualität einschließlich des Rassenantisemitismus ins breitere kuriale Bewusstsein. Auch Raitz von Frenzt unterlag Fehleinschätzungen (kurzzeitig hinsichtlich Franz von Papens und seiner Brückenbauversuche; längere Zeit im Hinblick auf Bischof Hudal und die Chancen eines echten Ausgleichs zwischen Katholizismus und NS). In der bekannten Scholder-Reppen-Kontroverse um die Zusammenhänge zwischen Ermächtigungsgesetz, Reichskonkordat und Selbstauflösung des Zentrums bestätigen die von Burtscheid ausgewerteten Materialien tendenziell

die Position Reppens, lassen also keinen inneren Zusammenhang und keine gezielte Strategie Pacellis erkennen.

Die materialreiche, anschauliche, sauber belegte und uneingeschränkt verdienstvolle Arbeit hat beim Rezensenten allerdings auch Wünsche aufkommen lassen. Den Wunsch, den Fluss der Ereignisse weniger nachgezeichnet, sondern intensiver und problembewusster kommentiert zu sehen. Den Wunsch, die Arbeit eines so herausragenden Journalisten auch in einer gezielt kommunikationsgeschichtlichen Perspektive dargestellt zu sehen (so verlangt etwa Burtscheidts Hinweis auf das von Raitz von Frentz aufgebaute Netzwerk an Kontakten nach einer förmlichen Netzwerkanalyse). Für Letzteres bietet Burtscheidts Studie bereits einige wertvolle Vorarbeiten (S. 53–79).

Trier

Bernhard Schneider

*Henkelmann, Andreas: Caritasgeschichte zwischen katholischem Milieu und Wohlfahrtsstaat. Das Seraphische Liebeswerk (1889–1971), Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B Forschungen, Bd. 113, Paderborn u. a., Ferdinand Schöningh Verlag, 2008, 508 S., Geb., 978-3-506-76527-7.*

„Rettet weiße Heidenkinder!“ „Der erste Zweck des Seraphischen Liebeswerkes ist: arme verahrloste Kinder vor dem Verlust ihres hl. Glaubens zu retten.“ Die plakative Programmatik des Seraphischen Liebeswerks wirkt heute obskur. Sie war aber im wilhelminischen Deutschland ein voller Erfolg. Drei Jahre nach seiner Gründung 1889 zählte das Liebeswerk bereits 50000 Mitglieder. 1914 waren es 391000. Seine Attraktivität beruhte auf der Verbindung von Pastoral und Caritas. Im Kern der Arbeit standen nicht nur glaubensgefährdete Kinder, sondern auch die Zeitschrift „Seraphischer Kinderfreund“ mit der Kinderbeilage „Das Marienkind“. Nicht mehr als zwei Fünftel der Ausgaben des Liebeswerks wurden 1913 für Pflegekosten verwandt. Ein knappes Drittel floss hingegen in die Vereinszeitschrift, weitere 16% in Personalkosten. Wer die Zeitschrift abonnierte und damit das Werk finanziell unterstützte, wurde regelmäßig über die Größe eines Gebets- und Gnadenschatzes informiert, der durch eifrig gelesene Messen und Gebete der „Pflegerlinge“ für ihre „Retter“ bestand. „Du brauchst dem lieben Gott nur ein paar Groschen zu leihen, gegen hohen, unterhört hohen Zins und mit sicherster Garantie“, hieß es 1895 im Seraphischen Kinderfreund. Regelmäßig wurde – bis zum bischöflichen Verbot dieser Praxis – über

Gebetshörungen berichtet. Vor allem katholische Unterschichtangehörige und überwiegend Frauen fanden dieses Angebot attraktiv. Katholische Bürger und Intellektuelle wandten sich indigniert ab.

Andreas Henkelmann schreibt vor allem eine Organisations-, Programm-, Personal- und Politikgeschichte des Seraphischen Liebeswerks. Fürsorgerische Praxis und die Beziehung zwischen Mitgliedern und Führung werden thematisiert, sind aber quellenbedingt nur schwer zu fassen. Unter den Quellen ragen die ungedruckten Materialien aus der Geschäftsstelle in Koblenz-Ehrenbreitstein hervor. Daneben wurden ergänzend Quellenbestände aus neun anderen Archiven sowie das gedruckte Schrifttum herangezogen. Henkelmann gliedert seine Darstellung chronologisch in fünf Hauptteile und sortiert innerhalb dieser Hauptteile thematisch. Das führt gelegentlich zu Dopplungen, bewährt sich im Allgemeinen aber gut. An manchen Stellen uferd die Darstellung aus – auf die Darstellung der Wohnungsprobleme Anna Reinheimers S. 298ff hätte auch verzichtet werden können – insgesamt aber habe ich die 469 Textseiten mit Gewinn gelesen.

Die Lektüre lohnt sich, weil Henkelmann sein Beispiel gut in die Milieudiskussion der Katholizismusforschung einbettet. Er weist anhand der konfliktreichen Beziehungen zwischen dem Liebeswerk und anderen caritativen Akteuren auf die Spannungen hin, die im caritativen wie im politischen Katholizismus unterhalb der nach außen sichtbaren Milieudächer Caritasverband bzw. Zentrumsparterie wirksam waren. Er folgert aus der im Wilhelminismus hohen, schon während der Weimarer Republik aber verblassenden Attraktivität der Liebeswerkprogrammatik, dass dem Milieu eine erheblich größere historische Dynamik innewohnte als meist angenommen. Er fordert nach Untersuchung der Aktionsweisen von Ordensangehörigen, Klerikern und wohlfahrtsprofessionellen Laien, die unterschiedlichen Rollenzuweisungen und Konkurrenzen innerhalb des Milieus stärker zu berücksichtigen als dies Begriffe wie „Milieumanager“ (Olaf Blaschke) oder „caritatives Sozialnetzwerk“ (Meike Wagener-Esser) tun. Er plädiert abschließend dafür, das Milieu als Ort einer ständigen diskursiven Selbstverständigung über katholische Identität zu begreifen. Ein in dieser Weise offener Milieubegriff könne die 1960er Jahre als Transformation und nicht als Zusammenbruch des katholischen Milieus in den Blick nehmen.

Andreas Henkelmann wurde mit der Untersuchung des Seraphischen Liebeswerks an der katholisch-theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum promoviert. Die Distanz